

DIE ROUGON-MACQUART

BAND 14



DAS KUNSTWERK

EMILE ZOLA

Das Kunstwerk

Emile Zola

Inhalt:

[Emile Zola - Biografie und Bibliografie](#)

[Das Kunstwerk](#)

[Erstes Kapitel.](#)

[Zweites Kapitel.](#)

[Drittes Kapitel.](#)

[Viertes Kapitel.](#)

[Fünftes Kapitel.](#)

[Sechstes Kapitel.](#)

[Siebentes Kapitel.](#)

[Achtes Kapitel.](#)

[Neuntes Kapitel.](#)

[Zehntes Kapitel.](#)

[Elftes Kapitel.](#)

[Zwölftes Kapitel.](#)

*Das Kunstwerk, Emile Zola
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
Loschberg 9
86450 Altenmünster*

ISBN: 9783849618186

www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de

Emile Zola - Biografie und Bibliografie

Namhafter franz. Romanschriftsteller, geb. 2. April 1840 in Paris, gest. daselbst 28./29. Sept. 1902, Sohn eines italienischen Ingenieurs, der den Bau des »Kanals Zola« in der Provence leitete, aber schon 1847 in Aix starb, verbrachte seine Jugend in Aix, besuchte seit 1858 das Lycée St.-Louis in Paris und trat dann, um sich dem Buchhandel zu widmen, in das Geschäft von Hachette ein. Seine Mußestunden zu schriftstellerischen Arbeiten benutzend, schrieb er literarische und theatralische Kritiken für verschiedene Zeitungen und versuchte sich bald auch auf dem Gebiete des Romans mit: »*Les mystères de Marseille*« und »*Le vœu d'une morte*«. Mehr Beachtung als diese Werke fanden schon seine »*Contes à Ninon*« (1864) und die »*Confession de Claude*« (1865), während »*Thérèse Raquin*« (1867) die Richtung des Autors sowie sein Talent, die Nachtseiten der menschlichen Natur mit grausamer Wahrheit zu schildern, unzweifelhaft bekundete. Nachdem er darauf »*Madeleine Férat*« (1868), eine Studie über die Fatalität der ererbten Anlagen, gleichsam als Vorspiel vorausgeschickt, begann er 1869 seinen berühmten, dasselbe Thema in systematischer Weise behandelnden Romanzyklus »*Les Rougon-Macquart*«, den er selbst als die »psychologisch-soziale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich« bezeichnet.

Derselbe umfaßt 20 Bände, nämlich: »*La fortune des Rougon*« (1871), »*La curée*« (1872), »*Le ventre de Paris*«, »*La conquête de Plassans*«, »*La faute de l'abbé Mouret*«, »*Son Excellence Eugène Rougon*«, »*L'Assommoir*«, die Folgen der Trunksucht in Pariser Arbeiterkreisen meisterhaft schildernd und Zolas Weltruhm begründend (1876), »*Une page d'amour*«, »*Nana*« (1880), »*Pot-Bouille*«, »*Au Bonheur des dames*«, »*La joie de vivre*«, »*Germinal*«, Roman der Kohlenminen (1885), »*L'Œuvre*«, »*La Terre*«, »*Le Rêve*«, »*La bête humaine*«, »*L'Argent*«, »*La Débâcle*«, Kriegsgeschichte von 1870 (1892), und »*Le Docteur Pascal*« (1893). Vom »*Assommoir*« an erlebten alle Romane der Serie erstaunliche Auflagen, die stärksten der eben genannte (162,000 Exemplare bis 1908 verkauft), »*Nana*« (203,000 Exemplare), »*La Terre*« (150,000 Exemplare) und »*La Débâcle*« (224,000 Exemplare). Über den leitenden Gedanken, der durch das Werk hindurchgehen soll, spricht sich Z. in der Vorrede zum ersten Band selbst aus. Er wolle, sagt er, durch Lösung der doppelten Frage des angeborenen Temperaments und der umgebenden Welt den Faden zu verfolgen suchen, der mit mathematischer Genauigkeit von einem Menschen zum andern führe. Wie die Schwerkraft, so habe auch die Erbllichkeit ihre bestimmten Gesetze. Die Art, wie Z. diese Aufgabe gelöst, hat ihm ebenso heftige Angriffe wie unbegrenzte Bewunderung eingetragen und ihn jedenfalls zum Chorführer der Naturalisten gemacht. Allein er hat die Anwendung des Grundsatzes der Realisten, daß der Schriftsteller alles solle darstellen dürfen, was die menschliche Handlungsweise bestimmt, daß er es der Wahrheit schuldig sei, nichts zu verschweigen und nichts zu beschönigen, fast mit jedem neuen Gliede der Kette gesteigert. Bei der Kurtisanengeschichte »*Nana*« glaubte man, er sei jetzt an der äußersten Grenze des Widerwärtigen angelangt; aber man irrte sich, wie »*Pot-Bouille*«, »*Germinal*« und namentlich »*La Terre*« bewiesen; im »*Rêve*« machte der

Verfasser immerhin einige Anstrengung, um eine »weiße Symphonie« für sein junges Patenkind, die Tochter seines Verlegers Charpentier, zu schreiben. 127,000 abgesetzte Exemplare zeigen, daß Z. auch ohne Naturalismen im engern Sinne des Wortes zu interessieren versteht. Der Kritiker Z., der für den »*Voltaire*«, den »*Figaro*« und den in Moskau erscheinenden »Europäischen Boten« schrieb, solange der Roman ihm nicht ein hinreichendes Auskommen bot, zeichnete sich durch Rücksichtslosigkeit gegen alle anerkannten Größen und etwas einseitige Empfehlung der eignen neuen Richtung aus.

Charakteristisch genug nannte er den ersten Band seiner gesammelten Abhandlungen über lebende Schriftsteller und ihre Werke »*Mes haines*« (1866, neue Ausg. 1879). Die übrigen Bände sind: »*Le roman expérimental*« (1880), »*Les romanciers naturalistes*«, »*Le naturalisme au théâtre*«, »*Nos auteurs dramatiques*«, »*Documents littéraires*« (1881), »*Une campagne*« (1880-81), »*Nouvelle campagne*« (1896). Z. hielt sich für berufen, wie dem Roman, so auch dem Theater neue Bahnen zu weisen, drang aber damit nicht durch, ob er seine Romane allein für die Bühne zustutzte oder mit Hilfe William Busnachs dem großen Publikum abschwächende Zugeständnisse machte.

»*Thérèse Raquin*« und »*Bouton de rose*«, die er ohne fremde Mitwirkung ausführen ließ, wurden ausgezischt; »*L'Assommoir*« hingegen, »*Le ventre de Paris*« und »*Nana*« behaupteten sich lange auf dem Theaterzettel, während »*Germinal*«, bei dem Z., wie er hatte verkündigen lassen, das meiste tat, nach 17 Vorstellungen einging und »*Renée*« (Bearbeitung der »*Curée*«), für die er ganz allein verantwortlich war, nicht einmal einen Achtungserfolg erzielte. Als Z. sein Hauptwerk, die Geschichte der »*Rougon-Macquart*«, vollendet hatte, unternahm er die Städtetritologie: »*Lourdes*«, »*Rome*«, »*Paris*« (1894 bis 1898), worin ein schwärmerischer junger Priester zum Sozialisten und Freidenker wird. 1898 griff Z. durch den

Artikel »*J'accuse*« in der »*Aurore*« mit Wucht in die Dreyfusaffäre ein. Er wurde deshalb als Verleumder des Kriegsgerichts, das den wahren Verräter Esterhazy freigesprochen, von den Pariser Geschwornen verurteilt, appellierte und wurde in Versailles nochmals verurteilt, entzog sich aber durch die Flucht nach England der Haft. Er kehrte 1899 nach dem Revisionsbeschluß des Kassationshofes nach Paris zurück, lebte meist auf seinem Landgut in Médan und starb in Paris im Schlafe durch Kohlenoxydvergiftung, da der Ofen seines Schlafzimmers beschädigt war. Seine Leiche wurde 4. Juni 1908 im Panthéon beigesetzt und ein großes Denkmal wird in Paris 1909 enthüllt werden. Infolge der Dreyfusaffäre nahm auch Zolas Dichtung einen politisch lehrhaften, meist optimistischen Charakter an. Er kündigte »*Les quatre Evangiles*« an, vollendete aber nur drei: »*Fécondité*« (1899), »*Travail*« (1901), »*Vérité*« (1902). »*Justice*« blieb Projekt. Die Artikel zur Dreyfusaffäre vereinigte der Band »*La Vérité en marche*« (1899). Nachdem der Komponist A. Bruneau aus »*Le Rêve*« eine erfolgreiche Oper (1891) gemacht, schrieb Z. eigens für ihn die Opernbücher »*Messidor*« (1897), »*L'Ouragan*« (1901) und »*L'Enfant-Roi*« (1905 ausgeführt), die geringern Erfolg hatten. Drei Bände »*Correspondance*« erschienen 1907-08. Zu dem Sammelwerk »*Les Soirées de Médan*« (1882), das die Namen von Céard, Hennique, Huysmans, Alexis und Maupassant vereinigte, steuerte Z. die Novelle »*L'attaque du moulin*« bei, aus der Bruneau ebenfalls eine Oper (1892) machte. Zolas Bildnis s. Tafel »Medaillen VI«, Fig. 6. Vgl. P. Alexis, *Émile Z., notes d'un ami* (Par. 1882); J. ten Brink, *Emil Z. und seine Werke* (deutsch, Braunschw. 1887); die Schmähschrift von Ant. Laporte, *Z. contre Z.* (Par. 1896); Toulouse, *Emile Z., enquête medico-psychologique* (das. 1896); »*Les personnages des Rougon-Macquart*«, mit Vorrede von Ramond (1901); Vizetelly, *Emile Z., novelist and reformer* (Lond. 1904; deutsch, Berl. 1905); Brulat,

Histoire populaire d'Émile Z (Par. 1907); Massis, *Comment Émile Z. composait ses romans* (das. 1906); M. G. Conrad, *Émile Z.* (Berl. 1906); Grand-Carteret, *Z.en image* (Par. 1908).

Das Kunstwerk

Erstes Kapitel.

Die Uhr des Rathauses, an dem Claude eben vorüberkam, schlug die zweite Morgenstunde, als das Gewitter losbrach. Er hatte sich in der heißen Julinacht lange in den Hallen herumgetrieben als Künstler und Bummler, der das Pariser Nachtleben so gern beobachtete. Plötzlich fielen die Regentropfen schwer und dicht, daß er zu laufen begann und wie toll das Gréveufer entlangrannte. Doch bei der Louis-Philipp-Brücke blieb er stehen, ergrimmt über seinen atemlosen Lauf; diese Furcht vor dem Wasser schien ihm albern. In der dichten Finsternis, gepeitscht von dem Wolkenbruch, der die Gaslaternen in einen Schleier hüllte, ging er langsam mit schlenkernden Armen über die Brücke.

Übrigens hatte Claude nur mehr einige Schritte zu machen. Als er am Bourbonufer in die Sankt-Ludwig-Insel einbog, beleuchtete ein greller Blitz die gerade und flache Zeile alter Häuser an der Seine am Rande der schmalen Straße. Der Blitz warf seinen fahlen Schein auf die Scheiben der hohen, nicht durch Läden geschützten Fenster und beleuchtete die vornehme Dusterheit der alten Vorderseiten mit ihren sehr scharf sich abhebenden Einzelheiten: einen steinernen Erker, ein Terrassengeländer, das in Stein gemeißelte Gewinde eines Giebels. Hier hatte der Maler sein Atelier unter dem Dache des alten Palastes der Martoy an der Ecke der Kopfloren

Frauengasse. Das Ufer, das er einen Augenblick gesehen, war wieder in Finsternis versunken, und ein furchtbarer Donnerschlag hatte das ganze schlafende Stadtviertel erschüttert.

Vor seiner Haustür – einer alten, runden, niedrigen, eisenbeschlagenen Pforte – suchte der durch den Regen geblendete Claude tastend den Knopf der Klingel; er fuhr überrascht zusammen, als seine Hand auf einen lebenden Körper stieß, der in einem Winkel an das Holz der Tür lehnte. Bei dem jähen Aufleuchten eines zweiten Blitzes gewährte er ein großes, junges Mädchen, schwarz gekleidet, ganz durchnäßt, zitternd vor Angst. Als der Donnerschlag alle beide durchrüttelt hatte, rief er:

»Ei, ist das eine Überraschung! ... Wer sind Sie, und was wollen Sie?«

Er sah sie nicht; er hörte sie bloß schluchzen und stammeln:

»Ach, mein Herr, tun Sie mir nichts zuleide. Der Kutscher, den ich auf dem Bahnhofe genommen, hat mich ohne weiteres vor diese Tür abgesetzt und verlassen ... Unser Zug ist bei Nevers entgleist, wir hatten vier Stunden Verspätung: ich habe die Person nicht mehr gefunden, die mich erwarten sollte ... Mein Gott, ich bin zum erstenmal in Paris und weiß gar nicht, wo ich bin ...«

Ein blendender Blitz schnitt ihr das Wort ab; ihre weitgeöffneten Augen überblickten mit Schrecken diesen Winkel einer ihr unbekanntem Stadt, gleichsam die in einem fahlen, bläulich-roten Lichte jählings auftauchende Erscheinung eines phantastischen Ortes. Der Regen hatte aufgehört. Jenseits der Seine lag das Ormesufer mit seiner langen Reihe kleiner, grauer Häuser, mit dem bunten

Farbengemisch der Ladentüren unten und den scharf sich abzeichnenden Dächern von ungleicher Höhe oben, während der Horizont weiter und heller wurde links bis zu dem blauen Schieferdach des Rathauses, rechts bis zur bleigedeckten Kuppel der Sankt-Paulus-Kirche. Besonders erschreckte sie das Flußbett, der tiefe Graben, in dem die Seine schwärzlich dahinfloß von den massigen Pfeilern der Marienbrücke bis zu den leichtgeschwungenen Bogen der neuen Louis-Philipp-Brücke. Seltsam geformte Massen bedeckten das Wasser, eine schlummernde Flotille von Kähnen und Jollen, ein schwimmendes Waschhaus und ein Baggerschiff, die am Ufer verankert waren; weiterhin am andern Ufer mit Kohlen und Mühlsteinen beladene Kähne, überragt von dem Riesenarm eines gußeisernen Krahns. Alldas versank sogleich wieder in Finsternis.

»Irgendeine leichte Haut,« dachte sich Claude; »eine Dirne, die man auf die Straße geworfen, und die nun einen Mann sucht.«

Er mißtraute den Weibern. Die Geschichte von dem entgleiten, verspäteten Zuge und dem rohen Kutscher schien ihm eine lächerliche Erfindung. Bei dem Donnerschlag hatte das Mädchen sich entsetzt wieder in den Torwinkel gedrückt.

»Sie können aber doch nicht da übernachten«, hub er jetzt laut wieder an.

Sie weinte noch stärker und stammelte:

»Ach, mein Herr, ich bitte Sie, führen Sie mich nach Passy ... Ich will nach Passy.«

Er zuckte die Achseln; hielt sie ihn für einen Tölpel? Mechanisch hatte er sich nach dem Célestinufer

umgewandt, wo ein Droschkenstandplatz war. Nicht eine Laterne schimmerte.

»Nach Passy wollen Sie, meine Liebe ... Warum nicht gleich nach Versailles? Wo, beim Teufel, soll man zu dieser Stunde und bei solchem Wetter einen Wagen finden?«

Doch von einem neuen Blitz geblendet, schrie sie hell auf; diesmal hatte sie die düstere Stadt in einem Blutmeer zu sehen geglaubt. Ein ungeheures Loch hatte sich aufgetan, die beiden Enden des Flusses verloren sich in unendlicher Ferne inmitten einer roten Feuersglut. Die geringsten Einzelheiten wurden sichtbar; man unterschied die schmalen geschlossenen Fensterläden am Ulmenufer, die beiden Einschnitte der Mauerstraße und der Pfauenstraße, welche die Häuserzeile unterbrachen; bei der Marienbrücke hätte man die Blätter der großen Platane zählen können, die hier ein Dickicht von herrlichem Grün bilden; während auf der anderen Seite unter der Louis-Philipp-Brücke die in vier Reihen verankerten Kähne mit ihrer schweren Last von gelben Äpfeln in dem jähem Blitzesleuchten aufzulodern schienen. Man sah auch den Wirbel des Wassers, den hohen Schlot des schwimmenden Waschhauses, die unbewegliche Kette des Baggers, mehrere Sandhaufen auf dem gegenüberliegenden Landungsplatze, ein seltsames Wirrsal von Dingen, eine ganze Welt, die den riesigen Fluß erfüllte, diesen von einem Horizonte zum andern sich hinziehenden Graben. Der Himmel erlosch; unter dem Tosen des Donners schien die Flut nur Finsternis fortzuwälzen.

»Ach, mein Gott, ich bin verloren! ... Ach, mein Gott, was soll aus mir werden?«

Jetzt setzte der Regen wieder ein, so heftig und von einem solchen Winde gepeitscht, daß er mit der Gewalt einer

geöffneten Schleuse am Ufer dahinfegte.

»Lassen Sie mich eintreten,« sagte Claude; »es ist nicht mehr auszuhalten.«

Beide waren naß geworden. Bei dem matten Schein der Laterne, die an der nächsten Straßenecke in die Mauer eingelassen war, konnte er sehen, wie das Mädchen durch den an die Haustür prasselnden Regen bis auf die Haut durchnäßt war, daß ihr das Kleid am Leibe klebte. Er ward von Mitleid ergriffen: er hatte ja an einem ähnlichen Gewitterabend einen verlaufenen Hund vom Straßenpflaster aufgelesen. Aber er ärgerte sich wegen seiner Rührung; niemals führte er Mädchen in sein Heim; als ein Mensch, der die Frauenzimmer nicht kannte, behandelte er sie alle mit einer leidenden Schüchternheit, die er unter einer prahlerischen Roheit zu verbergen suchte. Sie hielt ihn wirklich für gar zu dumm, daß sie sich so an ihn hängte und ihm diese abenteuerliche Geschichte aufzuhalsen suchte, die aus einer Posse geholt zu sein schien.

»Nun ist's genug, kommen Sie mit hinauf«, sagte er schließlich ... »Sie übernachten bei mir.«

Sie erschrak noch mehr und wehrte sich.

»Bei Ihnen? Oh, mein Gott! Nein, nein, das ist unmöglich! ... Ich bitte Sie, mein Herr, führen Sie mich nach Passy; ich flehe Sie mit gefalteten Händen an.«

Da ward er aufgebracht. Wozu diese Umstände! Er hatte sie doch auf der Straße aufgelesen! Schon zweimal hatte er die Glocke gezogen; endlich ward geöffnet, und er schob die Unbekannte hinein.

»Nein, nein, mein Herr, ich sage nein ...«

Doch abermals ward sie durch einen Blitz geblendet, und als der Donner krachte, flüchtete sie mit einem Satze, ihrer Sinne nicht mächtig, in das Haus. Die schwere Pforte fiel wieder ins Schloß; sie stand in vollständiger Finsternis unter einer geräumigen Torwölbung.

»Ich bin's, Frau Joseph«, rief Claude der Pförtnerin zu.

Zu dem Mädchen gewendet, setzte er leise hinzu:

»Geben Sie mir die Hand, wir müssen den Hof durchschreiten.«

Verwirrt und willenlos wie sie war, reichte sie ihm die Hand, ohne länger Widerstand zu leisten. Seite an Seite rannten sie im strömenden Regen durch den Hof. Es war der geräumige Hof eines Herrenhauses mit steinernen Bogengängen, die sich im nächtlichen Dunkel verloren. Sie erreichten einen schmalen, offenen Flur; er ließ ihre Hand los, und sie hörte, wie er fluchend Zündhölzchen an eine Wand rieb. Alle waren naß geworden; man mußte tastend die Treppen erklettern.

»Fassen Sie das Geländer an und geben sie acht; die Stufen sind hoch.«

Die sehr enge Stiege – eine ehemalige Bedientenstiege – hatte drei sehr hohe Stockwerke, welche das Mädchen strauchelnd mit ungelungenen, müden Beinen erklomm. Dann sagte er ihr, daß sie einen langen Korridor zu durchschreiten hätten; sie folgte ihm, mit beiden Händen an der Mauer entlang tastend, durch den schier endlosen Gang, der nach der Vorderseite des Hauses zurückführte. Jetzt galt es, abermals eine Stiege zu erklettern; aber diese

führte nach dem Dachboden. Es war eine rampenlose, hölzerne Stiege mit knarrenden, wackeligen, steilen Stufen, den plump gefügten Brettern einer Mühlenleiter gleich. Der Treppenabsatz oben war so schmal, daß sie an den jungen Mann stieß, der eben seinen Schlüssel suchte. Endlich öffnete er.

»Treten Sie nicht ein, warten Sie; sonst würden Sie wieder anstoßen.«

Sie rührte sich nicht. Keuchend stand sie da mit hoch klopfendem Herzen, summenden Ohren, durch diesen Aufstieg in der Finsternis völlig erschöpft. Ihr war, als habe dieser Aufstieg stundenlang gewährt durch ein solches Wirrsal von Stockwerken, Gängen und Treppen, daß sie nimmer wieder hinunter finden werde. Sie vernahm aus dem Atelier das Geräusch von schweren Tritten, von herumtastenden Händen, von zu Boden fallenden Sachen, begleitet von einem dumpfen Ausruf. Jetzt erhellte sich die Tür. »Treten Sie ein; wir sind zu Hause.«

Sie trat ein und schaute, ohne zu sehen. Die einzige Kerze gab nur ein schwaches Licht in diesem Bodenraum von fünf Metern Höhe; es war mit allerlei Gegenständen angefüllt, deren große Schatten sich von den grau getünchten Mauern abhoben. Sie erkannte nichts; sie erhob die Augen zu dem mit Glasscheiben versehenen Dachfenster, auf das der Regen mit einem betäubenden Getöse niederfiel. Doch eben in diesem Augenblicke flammte am Himmel wieder ein Blitz auf, und der Donnerschlag folgte so knapp darauf, daß das Dach des Hauses entzweizugehen schien. Stumm und bleich sank das Mädchen auf einen Sessel.

»Das muß in der Nähe eingeschlagen haben«, murmelte Claude, der ebenfalls ein wenig blaß war. »Es war Zeit, daß

wir heraufkamen; man ist hier besser aufgehoben als auf der Straße unten; nicht wahr?«

Er ging zur Tür und schloß sie geräuschvoll, während sie mit verblüffter Miene seinem Tun folgte.

»So; wir sind zu Hause«, sagte er.

Das Ungewitter war übrigens vorüber; man vernahm nur noch vereinzelt, ferne Donnerschläge, und auch der Regen hörte bald auf. Claude ward jetzt verlegen und betrachtete das Mädchen von der Seite. Sie schien nicht unschön und war jedenfalls jung, höchstens zwanzig Jahre alt. Das machte ihn vollends mißtrauisch, wenngleich er sich eines Zweifels nicht erwehren konnte, einer unbestimmten Empfindung, daß sie vielleicht doch nicht ganz gelogen habe. In jedem Falle nützte ihr die Schlaueheit wenig, und sie täuschte sich, wenn sie ihn schon festzuhalten glaubte. Er übertrieb noch seine mürrische Haltung und sagte mit rauher Stimme:

»Gehen wir schlafen; dabei werden wir trocken.«

Ein Angstgefühl nötigte sie aufzustehen. Jetzt betrachtete auch sie ihn, ohne ihm ins Gesicht zu schauen; dieser magere Bursche mit den knöchigen Gelenken und dem starken, bärtigen Kopfe verdoppelte ihre Angst; er war wie eine Figur aus einer Räubergeschichte mit seinem Hut von schwarzem Filz und seinem alten, kastanienfarbenen Überrock, der vom Regen ganz verwaschen ins Grüne spielte.

»Ich danke; ich fühle mich hier wohl und werde angekleidet schlafen«, murmelte sie.

»Wie, angekleidet? In diesen wassertriefenden Kleidern? Machen Sie doch keine Dummheiten! Entkleiden Sie sich sofort!«

Er schob mehrere Sessel zur Seite, um eine halb durchlöchernte spanische Wand freizumachen. Hinter dieser spanischen Wand bemerkte sie einen Toilettetisch und ein kleines eisernes Bett, von dem er jetzt die Decke wegnahm.

»Nein, nein, bemühen Sie sich nicht; ich versichere Ihnen, daß ich hier bleibe.«

Da ward er wieder grimmig, fuchtelte mit den Händen und schlug mit den Fäusten auf die Möbel.

»Lassen Sie mich doch schließlich in Frieden!« rief er. »Ich überlasse Ihnen mein Bett, was wollen Sie mehr? Spielen Sie doch nicht die Schüchterne, das ist unnütz. Ich schlafe auf dem Sofa.«

Er hatte sich ihr mit einer drohenden Miene wieder genähert. Erschrocken und in der Meinung, daß er sie schlagen wolle, begann sie ihren Hut abzulegen. Von ihren Rücken rieselte das Wasser auf den Boden. Er brummte weiter, aber ein Bedenken überkam ihn, und er sagte schließlich, gleichsam um ein Zugeständnis zu machen:

»Wenn Sie einen Widerwillen haben, will ich die Betttücher wechseln.«

Schon riß er die Betttücher weg und schleuderte sie auf das Sofa, das am andern Ende des Ateliers stand. Dann holte er aus einem Schrank ein paar neue und machte selbst das Bett mit der Behendigkeit eines jungen Menschen, der mit diesen Verrichtungen vertraut ist. Mit sorgfältiger Hand

schob er an der Mauerseite die Decke in das Bett, legte das Kopfkissen zurecht und schlug die Betttücher zurück.

»So, Ihr Lager ist bereit«, sagte er.

Weil sie noch immer stumm und unbeweglich dasaß und an dem Leibchen herumtastete, das sie nicht aufzuknöpfen wagte, schloß er sie hinter der spanischen Wand ein. Mein Gott, wie verschämt! Scheltend und brummend ging auch er schlafen; er warf die Betttücher auf das Sofa hin, hängte seine Kleider an eine alte Staffelei und streckte sich auf dem Rücken aus. Doch in dem Augenblicke, als er das Licht ausblasen wollte, fiel ihm ein, daß sie nicht genügend sehe, und wartete. Zuerst vernahm er keine Bewegung; ohne Zweifel stand sie noch an derselben Stelle, an das eiserne Bett gelehnt. Dann hörte er ein leises Geräusch von Stoffen, langsame, gedämpfte Bewegungen, als habe sie zehnmal wieder angefangen, auch ihrerseits horchend, beunruhigt durch das Licht, das nicht verlöschen wollte. Endlich hörte er nach langen Minuten ein leises Knirschen des Bettes, dann trat Stille ein.

»Liegen Sie bequem, Fräulein?« fragte Claude mit viel sanfterer Stimme.

Sie antwortete mit einem kaum vernehmlichen Hauche, noch zitternd vor Aufregung.

»Ja, mein Herr, es ist ganz gut so.«

»Gute Nacht denn!«

»Gute Nacht!«

Er blies die Kerze aus, der Raum verfiel wieder in tiefe Stille. Trotz seiner Müdigkeit öffnete er sogleich wieder die

Augen; er fand keinen Schlaf und blickte nach dem breiten Fenster. Der Himmel war wieder sehr klar geworden; er sah in der heißen Julinacht die Sterne funkeln; trotz des Gewitters war die Hitze so groß geblieben, daß er schier zu vergehen glaubte, obgleich er die nackten Arme unter dem Bettlaken hervorgezogen hatte. Dieses Mädchen beschäftigte ihn; ein innerer Kampf wogte in ihm: die Mißachtung, die er so gern zur Schau trug, die Furcht, Schwierigkeiten zu haben, wenn er nachgebe, die Besorgnis, lächerlich zu erscheinen, wenn er die Gelegenheit nicht ausnütze. Doch die Mißachtung trug den Sieg davon; er hielt sich für sehr stark; er ersann einen ganzen Roman, der ihn um seine Ruhe bringen sollte, und lachte stillvergnügt, weil er die Versuchung zunichte gemacht. Die Hitze ward ihm unerträglich, und er zog auch die Beine hervor. Mit schwerem Kopfe verfolgte er im Halbschlummer am tiefblauen Grunde der blinkenden Sternlein verliebte, nackte Frauengestalten, das ganze lebendige Fleisch des Weibes, das er anbetete.

Dann verwirrten sich seine Gedanken noch mehr. Was machte sie? Lange hatte er geglaubt, sie sei eingeschlafen, denn er hörte sie nicht einmal atmen; jetzt aber hörte er sie sich umdrehen, – gleich ihm – mit unendlicher Vorsicht, mit zurückgehaltenem Atem. Wenig praktisch hinsichtlich der Frauen suchte er Vernunft in die Geschichte zu bringen, die sie ihm erzählt hatte, betroffen und verwirrt durch gewisse Einzelheiten; allein seine ganze Logik ließ ihn im Stiche. Was frommte es auch, sich unnützerweise den Kopf zu zerbrechen? Er wollte von ihr nichts, also war es ihm auch gleichgültig, ob sie die Wahrheit gesprochen oder gelogen habe. Morgen werde sie ihrer Wege gehen; guten Tag, gute Nacht; aus und vorüber; man werde sich trennen auf Nimmerwiedersehen. Erst bei Tagesanbruch, als die Sterne am Himmel erblaßten, fand er seinen Schlaf. Sie wälzte sich hinter ihrer spanischen Wand noch immer herum trotz

der erdrückenden Müdigkeit; die schwüle Luft unter dem durchhitzten Zinkdache war ihr eine schwere Marter; sie tat sich jetzt weniger Zwang an, machte eine plötzliche Bewegung voll nervöser Ungeduld und stieß einen Seufzer aus, den Seufzer einer Jungfrau, die sich erregt und unbehaglich fühlte in der Nähe dieses schlafenden Mannes.

Als Claude am andern Morgen erwachte, blinzelte er mit den Augen. Es war sehr spät, und ein breites Feld von Sonnenlicht fiel durch das Glasfenster herein. Es gehörte zu seinen Ansichten, daß die jungen Freilichtmaler die Ateliers mieten müßten, die von den akademischen Malern verschmäht werden, die Kunstwerkstätten, welche die Sonne mit der lebendigen Flamme ihrer Strahlen aufsucht. Doch ein erstes Erstaunen zwang ihn sich aufzusetzen, wobei er die nackten Beine vom Sofa herabhängen ließ. Warum hatte er auf diesem Sofa geschlafen? Er blickte mit den noch schlaftrunkenen Augen in dem Raume herum und bemerkte ein Bündel Frauenröcke, hinter der spanischen Wand halb verborgen. Ach ja, dieses Mädchen! Er erinnerte sich jetzt. Er horchte und hörte die langen, regelmäßigen Atemzüge eines behaglich schlafenden Kindes. Gut; sie schlief noch immer und so ruhig, daß es schade wäre, sie zu wecken. Mit wüstem Kopfe saß er da und kratzte sich die Beine, verdrossen wegen dieses Abenteuers, das ihn um seine Vormittagsarbeit zu bringen drohte. Ihn ärgerte seine Mildherzigkeit; das beste wäre, sie abzuschütteln, damit sie sogleich ihrer Wege gehe. Indes streifte er sachte ein Beinkleid über, schlüpfte in seine Pantoffeln und begann auf den Fußspitzen im Atelier herumzugehen.

Als die Wanduhr die neunte Morgenstunde schlug, machte Claude eine unruhige Bewegung. Aber es rührte sich nichts; das ruhige Atemholen dauerte fort. Da dachte er, es sei das beste, wenn er an sein großes Gemälde gehe; er werde sein Frühstück später zu sich nehmen, wenn er sich

freier bewegen könne. Doch er kam zu keinem Entschlusse. Er, der hier in einem abscheulichen Durcheinander zu leben gewohnt war, fühlte sich beengt durch die Frauenröcke, die in einem Bündel zu Boden geglitten waren. Von ihnen war Wasser abgeflossen, und die Kleider waren noch immer feucht. Ein Brummen unterdrückend, las er sie schließlich einzeln vom Boden auf und breitete sie im Sonnenschein auf Sesseln zum Trocknen aus. Wie konnte man nur so alles durcheinander hinwerfen! So werde es niemals trocknen und sie nicht fortgehen können! Er drehte diese Frauengewänder hin und her, verwickelte sich in dem Leibchen von schwarzem Wollstoff, kroch auf allen Vieren herum, um die Strümpfe zusammensuchen, die hinter einer alten Leinwand am Boden lagen. Es waren Strümpfe von aschgrauem schottischem Garn, lang und fein; er betrachtete sie, bevor er sie aufhob. Der Saum des Kleides hatte sie durchnässt; er zog sie straff, suchte sie in seinen warmen Händen zu trocknen, um das Frauenzimmer sobald wie möglich loszuwerden.

Schon seitdem er aufgestanden, war Claude von der Neugier versucht, die spanische Wand zu entfernen und zu schauen. Diese Neugier, die er töricht fand, erhöhte noch seine üble Laune. Endlich ergriff er mit dem ihm eigentümlichen Achselzucken seine Pinsel; da ward ein Stammeln von unzusammenhängenden Worten und ein lautes Rauschen von Linnen hörbar. Dann begann das sanfte Atemholen wieder; diesmal gab er der Neugierde nach, legte die Pinsel hin und schaute über die spanische Wand. Doch was er erblickte, bannte ihn auf dem Flecke fest.

»Alle Wetter! Alle Wetter!« murmelte er in stillem Entzücken.

In der Treibhaushitze, die durch die Fensterscheiben hereindrang, hatte das Mädchen das Bettlaken zurückgeworfen; nach den schlaflos verbrachten Nächten von der Ermattung niedergedrückt schlief sie, in Licht gebadet, so bewußtlos, daß nicht das leiseste Zittern über ihre reine Blöße flog. Während der Aufregung und Schlaflosigkeit der ersten Stunden mußten die Achselknöpfe ihres Hemdes sich gelöst haben; der ganze linke Ärmel war herabgeglitten, so daß die Brust entblößt war. Es war ein goldangehauchtes Fleisch von der Feinheit der Seide, der Frühling des Fleisches, zwei feste, kleine Brüste, strotzend von Saft, mit zwei blassen Rosenknospen. Sie hatte den rechten Arm unter den Nacken gelegt, das schlafende Haupt fiel zurück, die Brust bot sich in einer reizend-lässigen Linie den Blicken dar; während ihre aufgelösten schwarzen Haare ihr gleichsam ein dunkler Mantel waren.

»Alle Wetter! ist sie aber sehr hübsch!«

Es war die Gestalt, vollkommen die Gestalt, die er bisher vergebens für sein Gemälde gesucht hatte; und sie hatte fast die gewünschte Pose. Etwas kindlich-schwächlich, aber so geschmeidig und jugendlich frisch! Dabei ein schon reifer Busen. Wo hatte sie ihn gestern verborgen, diesen Busen, daß er ihn nicht erraten hatte? Ein wahrer Glücksfund!

Claude eilte auf den Fußspitzen zu seiner Pastellbüchse und holte daraus ein Blatt Papier. Dann nahm er auf einem niedrigen Sessel Platz, legte einen Karton auf seine Knie und begann mit glückseliger Miene zu zeichnen. Seine ganze Verwirrung, seine fleischliche Neugier, sein unterdrücktes Verlangen: sie gingen in diesem Entzücken des Künstlers auf, in dieser Begeisterung für die schönen Töne und die wohlgebildeten Glieder. Schon hatte er das

Mädchen vergessen; er war voll Entzücken über diesen schneeigen Busen, der dem zarten Ambraton der Schultern seinen hellen Schimmer lieh. Eine ängstliche Bescheidenheit machte ihn klein angesichts der Natur; er zog die Ellbogen ein und ward wieder ein kleiner Junge, sehr artig, aufmerksam und respektvoll. Das dauerte nahezu eine Viertelstunde; zuweilen hielt er inne und blinzelte mit den Augen. Doch er fürchtete, daß sie sich bewegen könne, und machte sich rasch wieder an die Arbeit, den Atem zurückhaltend, um sie nicht zu erwecken.

Doch während er der Arbeit oblag, durchschwirrten allerlei unklare Gedanken seinen Kopf. Wer mochte sie sein? Sicherlich keine Landstreicherin, wie er gedacht hatte; dazu war sie zu frisch. Aber warum hatte sie ihm eine so wenig glaubwürdige Geschichte aufgetischt? Er bildete sich noch andere Geschichten ein: ein unerfahrenes junges Mädchen, das mit dem ersten Liebhaber nach Paris geflohen und von ihm hier verlassen war; eine junge Person aus dem Bürgerstande, die von einer Freundin dem Laster zugeführt war und jetzt nicht zu den Eltern zurückzukehren wagte; oder ein noch verwickelteres Drama, ganz außerordentliche Ausschweifungen von jungen Mädchen, furchtbare Sachen, die er nie erfahren werde. Diese Vermutungen vermehrten noch seine Ungewißheit. Er ging jetzt daran, eine Skizze des Gesichtes anzufertigen und studierte sorgfältig die Schläferin. Der obere Teil des Gesichtes drückte große Güte und Sanftmut aus; die Stirn war von einer fast durchsichtigen Klarheit und spiegelglatt, die Nase klein mit feinen, nervösen Flügeln; man erriet ordentlich das Lächeln der Augen unter den Augenlidern, ein Lächeln, welches das ganze Gesicht erhellen mußte; der untere Teil des Gesichtes jedoch verdarb diesen Eindruck strahlender Zartheit; die Kinnlade sprang hervor, die Lippen waren zu dick und zu rot und ließen starke, weiße Zähne sehen. In diesen

verschwimmenden Zügen einer kindlichen Zartheit lag gleichsam ein Zug von Leidenschaft, von unbewußt drängender Reife.

Plötzlich flog ein Zittern – gleich einem Kräuseln – über den Samt ihrer Haut. Vielleicht hatte sie endlich diesen forschenden Mannesblick gefühlt. Sie öffnete die Augen weit und stieß einen Schrei aus.

»Ach, mein Gott!«

Sie war starr vor Entsetzen, als sie diesen ihr unbekanntem Ort erblickte und den jungen Mann in Hemdärmeln, der vor ihr hockte und sie schier mit den Augen verzehrte. Dann zog sie in wilder Hast die Decke herauf und preßte sie mit beiden Händen auf ihre Brust; ihr Blut ward von einer so schamhaften Beklemmung gepeitscht, daß die flammende Röte ihrer Wangen sich in rosiger Flut bis in die Spitze ihres Busens ergoß.

»Nun, was ist?« rief Claude verdrossen, mit dem Stift in der Luft. »Was ficht Sie an?«

Sie sprach nicht mehr, sie bewegte sich nicht mehr; die Decke bis an den Hals hinaufgezogen, drückte sie sich fest ins Bett, kaum eine Erhöhung auf dem Lager bildend.

»Ich fresse Sie nicht ... Seien Sie doch artig und nehmen Sie die frühere Lage wieder an.«

Ein neuer Blutstrom ergoß sich bis an ihre Ohren.

»O nein, o nein!« stammelte sie endlich.

Doch er wurde allmählich wütend und geriet in eine jener Zornesaufwallungen, die bei ihm häufig waren. Dieser

Eigensinn schien ihm blöd.

»Was kann es Ihnen schaden?« fuhr er fort. »Welch' großes Unglück, wenn ich weiß, wie Sie beschaffen sind! Ich habe schon andere gesehen.«

Da brach sie in ein Schluchzen aus, und seine Wut stieg immer höher. Verzweifelt saß er da, außer sich gebracht durch den Gedanken, daß er seine Zeichnung nicht vollenden, daß die falsche Scham dieses Mädchens ihn hindern werde, eine gute Studie für sein Gemälde zu haben.

»Sie wollen nicht? Aber das ist dumm! Für wen halten Sie mich denn? Habe ich Sie auch nur berührt? Hätte ich an Dummheiten gedacht, so hätte ich in der Nacht wohl gute Gelegenheit gehabt ... Aber ich kümmere mich wenig um solche Dinge, meine Liebe! Sie können mir getrost alles zeigen ... Hören Sie, es ist nicht sehr artig von Ihnen, mir diesen Dienst zu verweigern; denn schließlich habe ich Sie doch von der Straße heraufgeholt, und Sie haben in meinem Bette geschlafen.«

Sie weinte jetzt noch stärker und hielt den Kopf ganz in Kissen verborgen.

»Ich versichere Ihnen, ich brauche diese Studie, sonst würde ich Sie nicht länger quälen.«

Die vielen Tränen überraschten ihn, und er schämte sich seiner Rauheit. Er schwieg verlegen und ließ ihr Zeit, sich ein wenig zu beruhigen. Dann begann er wieder mit sehr sanfter Stimme:

»Gut, wenn es Sie kränkt, reden wir nicht weiter davon ... Aber wenn Sie wüßten! Ich habe da eine Figur auf meinem

Bilde, die nicht vorwärts wollte, und Sie waren so recht in der gesuchten Lage! Wenn es sich um dieses verdammte Bild handelt, könnte ich Vater und Mutter erwürgen ... Sie werden mich daher entschuldigen, nicht wahr? ... Wenn Sie lebenswürdig sein wollten, würden Sie mir noch einige Minuten schenken. Nein, nein, bleiben Sie ruhig; nicht den Rumpf, ich verlange nicht den Rumpf. Nur den Kopf; wenn ich wenigstens den Kopf beenden könnte! ... Ich bitte Sie, seien Sie lebenswürdig; legen Sie Ihren Arm wieder so, wie er war; ich will Ihnen mein Leben lang dankbar sein!«

Jetzt flehte er und fuchtelte in Mitleid erweckender Weise mit seinem Bleistift herum in der Erregtheit seines mächtigen künstlerischen Verlangens. Übrigens hatte er sich nicht von der Stelle gerührt; er saß noch immer auf seinen niedrigen Sessel fern von ihr. Da faßte sie endlich Mut und enthüllte ihr ruhiger gewordenes Antlitz. Was konnte sie machen? Sie war in seiner Gewalt, und er schien überdies so unglücklich! Aber noch zögerte sie in einer letzten Regung der Scham. Langsam, ohne ein Wort zu sagen, streckte sie ihren nackten Arm hervor und schob ihn von neuem unter ihren Kopf, während die andere, verborgen bleibende Hand sorgfältig die Decke um den Hals festhielt.

»Wie gütig Sie sind! Ich will mich sputen; Sie werden sogleich frei sein.«

Er hatte sich über seine Zeichnung gebeugt und warf ihr nur mehr seine hellen Malerblicke zu; das Weib war für ihn verschwunden, er sah nur noch das Modell. Zuerst war sie ganz rot geworden; die Empfindung ihres nackten Armes, dieses Wenigen ihrer selbst, das sie auf einem Ball ganz harmlos gezeigt hätte, erfüllte sie mit Verwirrung. Überdies schien ihr dieser junge Mann so vernünftig, daß sie sich beruhigte; ihre Wangen verloren die flammende Röte, ihr

Mund die Spannung; ein schwaches Lächeln des Zutrauens kräuselte ihre Lippen. Jetzt beobachtete auch sie ihn zwischen den halbgeschlossenen Augenlidern. Wie sehr hatte er sie gestern erschreckt mit seinem starken Barte, seinem großen Kopfe, seinen zornigen Gebärden! Und doch war er nicht häßlich; sie entdeckte auf dem Grunde seiner braunen Augen eine große Zärtlichkeit, während seine Nase sie überraschte, eine zarte Frauennase, die sich in den starrenden Haaren des Schnurrbartes verlor. Ein unruhiges, nervöses Beben schüttelte ihn, eine fortwährende Leidenschaft, welche den Stift in seinen dünnen Fingern zu beleben schien und sie sehr rührte, ohne zu wissen warum. Das konnte kein schlechter Mensch sein; seine Rauheit war wohl nur die der Schüchternen. Sie konnte sich all dies nicht so deutlich erklären, aber sie fühlte es und beruhigte sich, als sei sie bei einem Freunde.

Das Atelier – allerdings – erschreckte sie noch immer. Mit klugen Blicken betrachtete sie den Raum und war erstaunt über ein solches Maß von Unordnung und Vernachlässigung. Vor dem Ofen lag noch die Asche vom letzten Winter in einem Haufen. Außer dem Bett, dem kleinen Toilettentisch und dem Sofa waren keine anderen Möbel da als ein alter, aus den Fugen geratener Schrank von Eichenholz und ein großer Tisch von weichem Holze, bedeckt mit Pinseln, Farben, schmutzigen Tellern und einer Spirituskochmaschine, auf der noch eine Schüssel mit Nudelresten stand. Zwischen wackeligen Staffeleien standen überall zerrissene Strohsessel herum. Neben dem Sofa lag die Kerze von gestern am Boden in einem Winkel, der wohl nur alle Monate einmal reingefegt wurde. Nur die große, mit roten Blumen bemalte Kuckucksuhr mit ihrem hellen Tick-Tack brachte einen sauberen, heiteren Ton in diesen Raum. Doch hauptsächlich erschreckten sie die an den Wänden hängenden rahmenlosen Skizzen, eine dichte Menge von Skizzen, die bis zum Boden reichten und sich

daselbst zu einem Haufen bunt durcheinander hingeworfener Leinwand auftürmten. Niemals hatte sie eine so erschreckende, grobe, schreiende Malerei gesehen, so grell in den Farben, daß sie sie verletzte wie der Fluch eines Kärrners, der vor der Tür einer Schenke ausgestoßen wird. Sie senkte die Blicke, ward aber doch angezogen durch ein umgekehrtes Bild, sicherlich das große Gemälde, an dem der Maler arbeitete und das er jeden Abend an die Mauer schob, um es am nächsten Morgen mit der Frische des ersten Blicks besser beurteilen zu können. Was mochte dieses Bild verbergen, daß man nicht wagte, es zu zeigen? Und das Feld von flammendem Sonnenlicht, das durch die Glasscheiben hereinfiel, wanderte durch den Raum, nicht durch den kleinsten Vorhang gedämpft, wie flüssiges Gold ergoß es sich über all diese Möbeltrümmer, wodurch ihre sorglose Dürftigkeit nur noch mehr in die Augen gerückt wurde.

Claude empfand die Stille nachgerade drückend. Er wollte etwas sagen – gleichviel was – um höflich zu sein und sie in ihrer Lage zu zerstreuen. Aber er sann vergebens nach; er fand nichts als die Frage:

»Wie heißen Sie?«

Sie öffnete die Augen, die sie, wie von Schläfrigkeit wieder erfaßt, geschlossen hatte.

»Christine«, antwortete sie.

Er war erstaunt. Auch er hatte seinen Namen noch nicht genannt. Seit gestern abend befanden sie sich Seite an Seite, ohne einander zu kennen.

»Ich heiße Claude«, sagte er.

Als er sie in diesem Augenblicke betrachtete, sah er sie in ein allerliebstes Lachen ausbrechen. Es war der neckische Ausbruch eines noch kindlichen großen Mädchens. Dieser verspätete Austausch ihrer Namen schien ihr drollig. Dann wieder erheiterte sie ein anderer Gedanke.

»Schau, Claude und Christine: beide Namen beginnen mit demselben Buchstaben.«

Wieder trat eine Stille ein. Er blinzelte mit den Augen und vergaß sich; es wollte ihm nichts mehr einfallen. Aber er glaubte eine Regung ungeduldigen Mißbehagens an ihr wahrzunehmen und sagte aus Furcht, daß sie sich vielleicht bewegen könne, auf gut Glück, nur um sie zu beschäftigen:

»Es ist ein wenig heiß.«

Diesmal erstickte sie ihr Lachen, jene angeborene Heiterkeit, die gegen ihren Willen immer wiederkehrte und losbrach, seitdem sie sich beruhigt hatte. Die Hitze ward so stark, daß sie in dem Bette sich wie in einem Bade befand mit feuchter, erbllassender Haut von der Milchblässe der Kamelien.

»Ja, ein wenig heiß«, erwiderte sie ernst, während ihre Augen sich aufheiterten.

Claude schloß mit gutmütiger Miene:

»Das macht die frei eindringende Sonne. Aber es tut so wohl, ein Stück Sonne auf die Haut. Gestern nacht unter dem Haustor hätte uns etwas Sonne wohlgetan, wie?«

Darüber lachten beide hell auf. Entzückt, endlich einen Unterhaltungsstoff gefunden zu haben, fragte er sie über

ihr Abenteuer aus ohne Neugierde, unbekümmert um die Wahrheit, bloß um die Sitzung zu verlängern.

Einfach in wenigen Worten erzählte Christine die Begebenheiten. Gestern morgen hatte sie Clermont verlassen, um nach Paris zu kommen, wo sie als Vorleserin bei Frau Vanzade eintreten sollte, der Witwe eines Generals, einer sehr reichen alten Dame, die in Passy wohnte. Der Zug sollte fahrplanmäßig um neun Uhr zehn Minuten abends ankommen, und es waren alle Empfangsmaßnahmen getroffen; eine Kammerfrau sollte sie erwarten, man hatte sogar brieflich ein Erkennungszeichen vereinbart: eine graue Feder auf ihrem schwarzen Hute. Allein unterhalb Nevers war der Zug auf einen entgleisten Güterzug gestoßen, dessen Wagen die Bahn verlegten. Das war der Beginn einer ganzen Reihe von widrigen Zufällen und Verspätungen, vor allem mußten sie endlos warten in den festgehaltenen Wagen; dann war man genötigt, mit Zurücklassung seines Gepäcks auszusteigen und drei Kilometer zu Fuß zu gehen, um eine Station zu erreichen, wo man einen Hilfszug zusammenzustellen sich entschlossen hatte. Damit hatte man zwei Stunden verloren, weitere zwei Stunden durch die Verwirrung, welche der Eisenbahnunfall auf der ganzen Linie verursacht hatte; so daß man erst um ein Uhr morgens – mit vierstündiger Verspätung – in Paris anlangte.

»Das war ein Unglück!« sagte Claude noch immer ungläubig, aber doch von einem Zweifel erfaßt und überrascht von der natürlichen Art, wie die Verwicklungen dieser Geschichte sich lösten. »Natürlich hat Sie niemand mehr erwartet?«

In der Tat hatte Christine die Kammerfrau der Frau Vanzade nicht mehr angetroffen; sie war ohne Zweifel des Wartens überdrüssig geworden. Sie schilderte ihre Angst

auf dem Lyoner Bahnhofe, in dieser großen, ihr fremden, schwarzen, leeren Halle, die zu dieser späten Nachtstunde sich alsbald leerte. Anfänglich hatte sie nicht gewagt, einen Wagen zu nehmen, war mit ihrer kleinen Tasche auf und ab gegangen in der Hoffnung, daß jemand kommen werde. Dann hatte sie sich dazu entschlossen, aber zu spät, denn es war nur mehr ein einziger Kutscher da, ein sehr schmutziger, betrunkenener Kerl, der sie umschlich und mit höhnischer Miene seine Dienste anbot.

»Ja, ein Bummler«, sagte Claude, der sich jetzt interessierte, als sei er Zeuge der Verwirklichung eines Märchens. Und Sie sind in seinen Wagen eingestiegen?«

Die Augen zur Decke gerichtet, fuhr Christine fort, ohne ihre Lage aufzugeben:

»Er hat mich dazu genötigt. Er nannte mich seine ›Kleine‹, und ich hatte Furcht vor ihm. Als er erfuhr, daß ich nach Passy wollte, geriet er in Wut und hieb so grimmig auf sein Pferd ein, daß ich mich an die Wagentüren klammern mußte. Dann beruhigte ich mich ein wenig, denn die Droschke rollte sanft durch beleuchtete Straßen, und ich sah Menschen auf den Fußwegen. Endlich erkannte ich die Seine. Ich war noch niemals in Paris; aber ich hatte einen Plan der Stadt gesehen ... Ich dachte, er werde am Ufer entlangfahren, als ich zu meinem neuerlichen Schrecken wahrnahm, daß wir über eine Brücke fahren. Es begann eben zu regnen, und der Fiaker bog an einen sehr finstern Ort ein, wo er plötzlich anhielt. Der Kutscher war vom Bocke gesprungen und wollte zu mir in den Wagen. Er sagte, es regne zu stark ...«

Claude lachte. Er zweifelte nicht länger; diesen Kutscher konnte sie nicht erfunden haben. Als sie verlegen schwieg, bemerkte er:

»Gut, gut, der Kerl machte sich einen Spaß.«

»Sogleich sprang ich durch die andere Tür auf das Pflaster. Da fluchte er und sagte mir, wir seien angekommen; er werde mir den Hut vom Kopfe reißen, wenn ich ihn nicht bezahlte ... Der Regen fiel in Strömen, das Ufer war völlig menschenleer. Ich verlor den Kopf, zog ein Fünffrankenstück aus der Tasche und reichte es ihm; er hieb auf sein Pferd ein und fuhr davon, wobei er meine Handtasche mitnahm, die glücklicherweise nichts anderes enthielt als zwei Taschentücher, einen halben Kuchen und den Schlüssel zu meinem unterwegs zurückgelassenen Reisekoffer.«

»Aber man merkt sich die Nummer der Droschke!« rief der Maler entrüstet.

Er erinnerte sich jetzt, von einer vorüberrasenden Droschke gestreift zu sein, als er vom Wolkenbruch gejagt, über die Louis-Philipp-Brücke geeilt war. Er war erstaunt, wie unwahrscheinlich doch oft die Wahrheit ist. Was er als einfach und logisch ersonnen hatte, war blöd neben diesem natürlichen Laufe der endlosen Verwicklungen des Lebens.

»Sie können sich denken,« schloß Christine, »in welcher Gemütsverfassung ich unter diesem Haustor Schutz gesucht hatte. Ich wußte wohl, daß ich nicht in Passy sei und hier in diesem furchtbaren Paris die Nacht werde zubringen müssen. Und diese Donnerschläge und diese Blitze! Ach, die blauen und roten Blitze, die mich so schreckliche Dinge sehen ließen!«

Ihre Augenlider hatten sich von neuem geschlossen; ein Frösteln ließ ihr Antlitz erbleichen; sie sah die Schreckensstadt wieder, die ungeheure Höhlung der Ufer,